

Hermann Eberhardt

An- bzw. Einsichten bei der Wahrnehmung des Alters im Alter

Skript November 2019

So lange ich nun schon bewußt lebe, nehme ich auch Alter wahr – als Kind, als Jugendlicher, als Erwachsener, in der Familie, im Freundeskreis, in der Nachbarschaft, im Beruf als Pastor und Seelsorger, im Ruhestand, und nun im 82. Lebensjahr – für manchen provokant gesprochen – als Greis.

Sicher findet ein über 80jähriger heute um sich herum immer noch Ältere. Aber das ändert nichts daran, daß er sich schlicht dem Lebensstand der tatsächlich „Alten“ mit all seinen Begleiterscheinungen zurechnen muß. Mag es noch ältere Mitmenschen geben, mein Lebensplatz liegt unweigerlich im Spitzenbereich der Alterspyramide. Meine Lebenszeit ist die des Lebens-Abends. Der Zenit der Vitalität ist längst überschritten. Die Lebenskräfte nehmen spürbar ab. Ureigene Symptome des Altseins begleiten den Alltag. Nicht nur sogenannte Zipperlein oder Gebrechen/Verschleißerscheinungen stellen sich ein. Auch der Fokus der Aufmerksamkeit verändert sich.

Je weniger hier Denken und Tun davon besetzt ist, sich „jünger zu fühlen“ oder fühlen zu müssen, und dem Leben noch möglichst viele Jahre abzutrotzen, je weniger die inzwischen absehbare Lebensstrecke und deren Vorschau noch reizt, desto länger und bedeutsamer erscheint die zurückgelegte Lebensstrecke. Rückschau und Erinnerung gewinnen an Gewicht. Die eigenen Eltern werden nunmehr sozusagen zu Alters-Genossen und rücken in bisher ungeahnter Weise näher – fällt nun doch der Abstand der Jahre dahin, der uneinholbar schien, solange der Nachkommenstatus des Kindes die Beziehung bei Lebzeiten der Eltern bestimmte. Nach dem Tod der Eltern wuchsen der Erinnerung an sie keine weiteren Bilder mehr zu. Mit dem eigenen Altwerden rückt das Bewußtsein gleichsam zu den stehen gebliebenen (Bildern von den) Eltern auf. Vergegenwärtigte frühere Äußerungen der alten Eltern gewinnen im Widerhall eigenen Erlebens nachvollziehbar lebendigen Klang. Spätestens jetzt ist sogenannte „Augenhöhe“ zu den Eltern da und meldet sich über die Neigung, mit ihnen in einen entsprechenden Dialog zu treten. Wie war dies und jenes bei Euch? Wie erlebet Ihr Zeitläufte, Sitten und den eigenen Lebensweg? Intime Mitteilung ist damit gefragt – längst nicht mehr sorglich – „Ad usum Delphini“ hätte mein Vater gesagt – sortiert nach dem, was „man“ den Kindern erzählt und was nicht.

Rückschauend, dem eigenen Weg zwischen Prägung und Selbstfindung auf der Spur, wird mir erst im Altersstand bewußt, was ich alles nicht von meinen Eltern weiß und nicht von ihnen erfragte, so lange sie noch lebten, weil Sitten und Situation halt noch nicht reif dazu waren. [Kindern kam – pointiert gesagt – zu ihrer Zeit die Rolle der „Untertanen“ zu. Die haben lediglich achtungsvoll zu antwor-

ten. Von unten nach oben kritische Anfragen zu äußern oder gar Meinungen zu hinterfragen galt schlicht als „frech“.]

Aus eigener Erinnerung an Gespräche mit Jugendlichen vor 50 Jahren höre ich diese von ihren Eltern als von ihren „alten Herrschaften“ sprechen. Mochten diese Eltern sich im Zuge entschiedener Abkehr vom paternalistischen Erbe bereits von ihren Kindern nicht mehr mit „Vater“ bzw. „Mutter“, sondern mit Vornamen anreden lassen, der Kommunikation mit Altersgenossen eignet eigenes Kaliber und bleibt von der mit den „Alten Herrschaften“ unterschieden – auch wenn der Übertritt ins postpaternal(istisch)e Zeitalter (nicht nur) die Schwelle zwischen den Generationen um etliches senkte.

Man muß sich nur Martin Luthers Katechismuserklärung zum 4. Dekalog-Gebot (Beziehung zu „Eltern und Herren“) vergegenwärtigen, um zu ahnen, wie stark bei um 1900 geborenen Eltern noch die Übung der Voreltern ins Bewußtsein ragt, Eltern mit „Herr Vater“ und „Frau Mutter“ und „Sie“ anzureden. Fern lag hier noch, sich von eigenen Kindern nicht mit Elterntitel nennen zu lassen. Fern lag dem paternalistisch geprägten Denken in Ständen auch die Vorstellung von einer Begegnung zwischen Kindern und „Eltern und (Lehr-)Herren“ „in Augenhöhe“, die mit der „antiautoritären Bewegung“ der 1968 folgenden Jahre über die Anrede mit Vornamen so locker programmatisch daherkommt.

Einem frischen Winde gleich wollte die „antiautoritäre Bewegung“ seinerzeit den „Muff von tausend Jahren“ fortblasen und signalisierte konsequenten Bewußtseinswandel. Auf der Spur grundsätzlicher Gleichstellung aller Menschen war nunmehr eine tiefgreifende Revision überkommener Standes- und Rollenvorstellungen angesagt, die zwingend auch die Eltern-Kind-Beziehung und das überkommene Autoritätsgefüge (zwischen Alt und Jung) berührte.

Relativ schnell kann ich die Auseinandersetzung mit dem ideologischen Überschub der „antiautoritären Bewegung“ hinter mir lassen, indem ich begrifflich zwischen „autoritär“ und „autoritativ“, d. h. jeglichen Widerspruch ausschließendem autoritären Gehabe und autoritativer Position, unterscheide. Eltern sind in ihrem jeweiligen Stand nicht nur „Eltern“ und Kinder nicht nur „Kinder“. Autoritäts- oder auch Machtgefälle (mit all seinen Konsequenzen) erscheint hier notwendig und dort unangebracht. Herrschaftsgefüge und hierarchische Beziehungskonstellation gelten situations- und funktionsbedingt. Von hier aus erscheinen Unterordnung und Gehorsam an die entsprechende Situation bzw. den gegebenen Lebenskontext gebunden. Das bedeutet: Eltern/Ältere/Vorgesetzte sind gehalten, in ihrer Beziehung zur Kindergeneration bzw. „Untergebenen“ grundsätzlich auch zum Dialog (Begegnung „auf Augenhöhe“) bereit zu sein und Züge von Selbst-Ständigkeit nicht nur zuzulassen, sondern zu fördern.

Schritt um Schritt laufen auf dieser Spur paternalistisch geprägte Verengungen und Zuweisungen aus. Auch die Sprache ist davon betroffen, kommt in ihr doch noch viel vom alten Primat des Mannes über. Typisch, ja geradezu Markenzeichen paternal geprägter Weltanschauung ist die (abendländisch-christliche) Gebetsanrede Gottes als „Vater im Himmel“. Wie denn Gott-Schöpfer von Michelangelo selbstverständlich mit wallendem Bart dargestellt und obrigkeitliches Amt bei Luther selbstverständlich als „Vater“-Amt abgehandelt wird. Wie weit sich hier in den letzten 50 Jahren bis in Gesetzgebung und Gesellschaftsgefüge hinein Bewußtsein, Lebens- und Rollenanschauung veränderten, ist ein Kapitel für sich.

Postpaternal orientiertes Denken stellt konkreten Gegebenheiten der Beziehungskonstellation den grundsätzlichen Person-Stand in seiner „unantastbaren Würde“ an die Seite. Die Würde der menschlichen Person rangiert auf jeden Fall vor ihrem jeweils real vorfindlichen Stand bzw. von den „Vätern“ überkommenem hierarchisch gegliedertem Standesgefüge. Natürlich können vorfindliche Handikaps das jeweilige Entwicklungspotential begrenzen. Aber auch hier ist sorgfältig zwischen unüberwindlicher Einschränkung des Möglichen und Herkommen zu unterscheiden. Herkommen aus einer bestimmten sozialen Gruppierung, kulturellen Prägung bzw. „Rasse“, oder „Nation“ rechtfertigt kein kurzschlüssiges Festschreiben einer Rangposition mehr. Auch aus dem Unterschied geschlechtlicher Ausstattung kann keine Unterordnung etwa der Frau unter den Mann mehr abgeleitet werden.

Jeder Status gilt auf Zeit und ist grundsätzlich offen für den Wandel der Lebensgegebenheiten mit all seinen Möglichkeiten der Entwicklung. Anders gesagt: Wer aus dem, „was einmal war“, mehr als eine historisch bedingte Konfiguration von Weltanschauung und Sitte gar in Richtung unumstößlicher Normierung abzuleiten geneigt ist, traut weder der Zukunft Weiterführendes noch sich selbst einen offenen Horizont zu.

Unweigerlich stellen sich von hier aus auch Fragen an überlieferte Alters-„Weisheit“ ein, wie sie etwa im biblischen Buch „Kohélet“ bzw. „Der Prediger [Salomo]“ zu finden ist. Was ich Pred 3,1ff. unter „Alles hat seine Zeit“ lese, spricht mich unübertrefflich an. Doch der zentralen Botschaft Kohélet's „Es ist alles ganz eitel“ (1,2) mag ich auch als alter Mann nicht folgen. Sicher steckt im persönlichen Rückzug aus früheren Zielsetzungen („Re-Signation“) viel Weisheit. Sich (im Alter) von früheren Leitbildern der Erfüllung nicht mehr unabdingbar besetzen zu lassen und mit der Fragmentarität vorfindlichen Lebens zu versöhnen, ist weise. Auch den indirekten Hinweis, daß persönliche „Eitelkeit“ in Gestalt überzogener Selbsteinordnung in die Avantgarde der Vollkommenheit [„wer immer strebend sich bemüht“] im Spiel sein kann, lasse ich mir sagen. Doch damit wird nicht jegliches Denken und Streben über das sogenannte Normalmaß

hinaus „eitel“ im Sinne von vergeblich oder nichtig und zum unsinnigen „Hassen nach Wind“ (1,14 u. ö.). Wer generell behauptet, daß „alles ganz eitel“ sei, urteilt meines Erachtens kurzfristig, schaut nicht mehr über sein persönliches Befinden hinaus und propagiert/spiegelt entsprechend eingeschränkten Horizont.

Schaue ich mich um, finde ich hier alterstypische Züge. Selbst-Bescheidung hat ihren natürlichen Platz im „Ruhestand“ oder auf dem „Altenteil“ des Alters. Indem ich an meinem „Lebensabend“ nichts Neues mehr erwarte und gar jeglichen Antrieb zu neuen Ufern „eitel“ finde, kann ich mich wohl meines Stehenbleibens getrösten und weiteren Enttäuschungen vorbeugen. Ist sowieso alles ganz eitel, fällt vom Verstande her auch Trauer um ungelebtes („verpaßtes“) Leben in sich zusammen. Wer sich nicht mehr bewegt, muß und kann auch nichts Neues mehr wahrnehmen. Es hat im Stande altersbedingter Unbeweglichkeit viel für sich, weder von Neugier getrieben noch von Neuem beunruhigt zu werden.

Pred 1,9 lese ich (Lutherübersetzung): „Was geschehen ist, eben das wird hernach sein. Was man getan hat, eben das tut man hernach wieder, und es geschieht nichts Neues [wörtlich: „noch nie Dagewesenes“] unter der Sonne.“ Nicht nur „Wiederkehr des Gleichen“, die jegliche Neu-Gier ins Leere laufen läßt, schreibt Kohelet hier fest. Alle, die sich vor Fremdem und Veränderungen fürchten, brauchen keine Angst zu haben. Das Leben erscheint in bewährter Wiederholung „sicher“. Denn, wenn es „nichts Neues unter der Sonne“ geben kann, hält auch die Zukunft nichts bereit, was nach bewährten/erprobten Mustern nicht zu bewältigen wäre. Menschen, die jegliches Risiko fürchten, mag die typische Alters-Weisheit Kohelets Geborgenheit bieten. Wiederholung – mag man sie nun aus Überzeugung oder aus Schwäche pflegen – verstellt bzw. bewahrt vor Risiken eines Perspektivwechsels. Wer indes den Kontakt zu natürlicher, sprich: „jugendlicher“, Neu-Gier in sich bewahrt hat, empfindet nicht nur die Langeweile, die ihm mit der Resignation Kohelets überkommt, sondern auch deren Entwicklungsfeindlichkeit, ja Abwehr alles Ungewohnten und Fremden. Schon, was sich seit Kohelet alles in der Welt Neues getan hat, entdeckt und entwickelt wurde, erweist seine Behauptung als kurzschlüssige (spezifisch-)persönliche Meinung.

In der Garküche des Traditionalisten werden Rezepte für den Umgang mit Neuem nicht gebraucht. Alternativen, Innovation, Zeiten- und Perspektivwandel bleiben („eitle“) Fremdworte jenseits der Gleise des Bewährten bzw. eingespurten Verhaltens. Daß auch bis dato (mitunter nur vermeintlich) Bewährtes, „seine [begrenzte] Zeit“ haben und schließlich aus der Zeit fallen kann, daran möchte ich dann wohl auch den alten Kohelet erinnern.

Birgt die Zukunft nichts Neues und damit in keinem Fall Besseres als die bewährten alten Wege, erscheint dem Alten-Gemüt jedes Abweichen von diesen, ja jede Veränderung ein Schritt ins Schlechtere. „Früher war alles besser ... Es geht alleweil bergab!“ Wie oft sind Variationen solcher Behauptung aus altem Munde

– selbstlaufend gar verbunden mit der Klage über Sittenverfall und verlorengangene „Zucht und Ordnung“ – zu hören!

Typische Nebenwirkungen der Resignation sehe ich hier, die den Dialog zwischen Alt und Jung zwangsläufig erschweren. Zum Austausch gegensätzlicher Standpunkte muß wechselseitiges Verständnis hinzukommen, wenn er Annäherung bringen soll. Doch wie sollen sich „Junge“ von sich aus in das Lebensgefühl der „Alten“ hineinversetzen? Für sie ist Alter ja noch ein weißer Fleck auf ihrer Lebenslandkarte. „Alte“ bringen hier über selbst durchlebte Jugend andere Voraussetzungen mit. Doch was bleibt vom Nachempfinden „jugendlichen“ Schwungs, wenn dieser schon vom Urteil „eitel“ eingefärbt begeben?

Nach griechischem Sprachgebrauch steht das Adjektiv ‚néos,a,on‘ für ‚neu, frisch,jung‘ und das Substantiv ‚neótäs‘ für ‚Jugend‘. Paternalistischem Umfeld entsprechend haben sich im Neuen Testament (1.Petr 5,5) die ‚neoterioi‘ („Jüngeren“) den ‚presbyteroi‘ („Älteren“ bzw. „Alten“ hier in der Amtsfunktion der „Ältesten“) natürlich „unterzuordnen“.

Auch wenn unbesehene Unterordnung, so weit ich mich erinnere, nie mein Ding war und Paternalismus heute in den letzten Zügen liegt – zum lockeren Dialog („auf Augenhöhe“) etwa mit Kohelet sehe ich mich erst im Stande, seit mir seine Haltung sozusagen von innen her verständlich wird. Im Altersstand Kohelets möchte ich freilich nicht an seinen Erkenntnissen kleben bleiben. Wer am Ende gar auch alle angesammelte eigene Weisheit „eitel“ finden kann, bekundet kaum mehr zu übertreffende (auch selbst-)kritische Haltung. Ich versage dieser Haltung meine Achtung nicht. Aber ich sehe in ihr zugleich auch eine Position am Ende einer gegenüber neuen (alternativen) Einsichten verschlossenen intellektuellen Sackgasse.

Sicher hat Jung-Sein seine Zeit und Alt-Sein tritt im Alter an seine Stelle. Aber damit schwindet ‚neótäs‘ im Sinne elementaren Antriebs zu Neuem nicht einfach aus dem Gesamtgefüge lebendigen Lebens. Solange unbesehen gilt, daß sich die Jungen den Alten unterzuordnen haben, kann Altersreflexion die Augen davor verschließen. Doch inzwischen ist längst volle Mitsprache der ‚neótäs‘ angesagt und den Triebkräften des (Zeiten-)Wandels und der Veränderung kommt zwingend die gleiche kategoriale Würde zu wie denen von Ständigkeit und Traditionsverbundenheit.

Unter den damit gegebenen Bedingungen nunmehr polarer Zuordnung der Lebenskräfte ist die Zukunftsfähigkeit des Alten/Überkommenen ebenso kritisch zu prüfen wie Neues (zu wagen und zugleich) hinsichtlich seiner Verträglichkeit zu wägen. Neue ökologische Einsicht in die „Grenzen der Ressourcen“ wehrt nicht nur naivem Fortschrittsglauben, sondern mahnt auch Umdenken an, wo Beharren bisher sicherer schien als Aufbruch oder gar Ausbruch aus starren Denkgewäusen.

Was ich hier gerafft notiere, breitete ich an anderer Stelle im Zusammenhang einer Neufassung von Ethik aus. Da ist dann auch weiter entfaltet, wie meine Überlegungen auf eine „erwachsene“ Position im Sinne des transaktionsanalytischen Person-Modells zulaufen. In der „erwachsenen“ Position haben Psychologie, Selbst- und Fremdwahrnehmung und offenes Wägen Raum. Einsicht in Prägungsmechanismen und Konflikttoleranz geleiten einander. Theorie bewahrheitet sich praktisch. Wo sie über die Realitäten hinausragt, stehen Zweifel und Fragen gegen billigen Nebel. [„Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“.] Der Dialog zwischen Jung und Alt realisiert lebendiges Leben-in-Beziehung.

Wenn Kinder ihre Eltern – analog ist an die Beziehung Lehrer-Schüler zu denken – mit Vornamen anreden, folgt daraus keineswegs automatisch, daß auch intimer Dialog zwischen den Generationen stattfindet. Wünschenswerter Vorsprung in „erwachsener“ Sicht bei den (älteren) Eltern leitet in erster Linie dazu an, An- und Herausforderungen an die (jüngeren) Kinder im altersgemäßen Rahmen zu halten. Da Intimität auch bindet, steht ihr zwischen den Generationen auch altersspezifische Wahrung von Eigenheits-Abstand entgegen. So bedeutsam und prägemächtig das Vorbild von Vater und Mutter ist, zu eigenständiger Entwicklung auf innovativer Spur („neótás’) gehört auch ein Raum von „Privatheit“, der allenfalls mit befreundeten Altersgenossen geteilt wird.

Nehme ich von hier aus den Faden des Dialogs mit meinen eigenen – eindeutig noch paternalistisch geprägten – Eltern wieder auf, spiegelt mein beschränktes Wissen von ihnen nicht nur die Tatsache, daß früherer intimer Austausch mit ihnen von mir aus nicht anstand. Ich sehe sie selbst auch von ihrer Vorbild-Rolle her in Tabu-Mustern ihnen überkommener „Sitte“ befangen. Meine offene(re) Einstellung zur Sexualität mußte ich mir z. B. über Jahre selbst erarbeiten.

In meiner Kindheit lag noch ein Rohrstock als letztes Mittel der „Züchtigung“ der Söhne auf Vaters Schrank. Was sich „Papá“ beim Gebrauch dieses Züchtigungsinstrumentes dachte und wie er sich dabei fühlte, bleibt eine unbeantwortete Frage. Martin Luther wollte ausdrücklich die Zehn Gebote „der Jugend ... einbleuen“ (mehrfach wörtlich im „Großen Katechismus“). Fügsam nahm ich noch die „Ohrfeige“ meines Klassenlehrers im Gymnasium hin, als er mich beim Basteln an einer alten Armbanduhr erwischte. Eine „Strafarbeit“ wäre schlimmer gewesen. Das „Züchtigungsrecht“ der Lehrer an Deutschen Schulen wurde erst 1980 gänzlich abgeschafft. – Es mußte wohl erst die Katastrophe des NS-Regimes und des 2. Weltkriegs geschehen, um die Zeit zum Abschied von paternalistischen Strukturen (Gehorsamstradition) reif werden zu lassen. „Wir waren verblendet“, höre ich im Rückblick auf seine NS-Parteizugehörigkeit meinen Vater sagen. – –

„Was Du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“ (Goethe, Faust um 1800). – Wie gut, daß es sehr wohl „Neues unter der Sonne“ gibt und

„Verblendung“ nicht zwingend „erbt“, geschweige denn „erworben“ werden muß!!

Jedes von den Alten überkommene Urteil werden wache Nachkommen erst einmal als Vor-Urteil sehen. Vor-Urteile wollen vor der Aneignung geprüft werden. Im besten Fall stehen die Alten hier den Jungen zu Auskünften/zum Dialog bereit. Erwachsener Umgang mit Urteilen lebt von der Entwicklung historischen Bewußtseins, sprich: der Fähigkeit zu nüchterner Zuordnung von Zusammenhängen. An ihr entscheidet sich – bei Alt und Jung gleichermaßen – ob und wie der Dialog gelingt.

Eine Grenze des Verstehens im Austausch zwischen Alten und Nachkommen bleibt indes unüberwindlich, sobald Wünsche nach völliger wechselseitiger Empathie ins Spiel kommen. Wie sich Alter rundum anfühlt, können nur die Alten wissen. Nachvollziehen von Seiten der Jüngeren bleibt ausgeschlossen, denn Alt-Sein kam in ihrem eigenen Leben noch nicht vor. Damit bleibt Jüngeren auch die Patina fremd, die Mitteilungen eines Alten-Gemüts natürlich je nach Reflexionsstand mehr oder weniger einfärbt.

Ich sehe „uns Kinder“ schon gar nicht mehr hinhören, wenn sich der Schwieger-Vater zum wievielten Male unverändert weltanschaulich äußerte. „Váting“ sprach – längst verwitwet – in seinen Neunzigern von einer „Glaswand“, durch die er sich von seiner Nachwelt getrennt erlebte. Die Glaswand-Metapher behauptet Durchschauen und steht zugleich für unüberwindliche Distanz, für das Empfinden, sich den Kindern/„Jungen“ nicht verständlich machen zu können – im Verein mit Abschottung gegen Berührung, Anstöße oder gar Bewegung – so sehe ich das heute. Zum verständigen Dialog hätte es des Hin-und-Her des Austausches und der Signale, sich von Widerspruch bzw. Fragen bewegen zu lassen, bedurft. Zumal als „alter Lehrer“ war „Váting“ (Jahrgang 1901) von sich aus auf Einbahn-Kommunikation eingespurt. Auf solcher Spur geraten Alte zwangsläufig ins Abseits. Denn was von einem Greis aus Eltern-Position, genauer: vom (für's Lehren zuständigen) Eltern-ICH her, zu sagen ist, ist den Kindern (will sagen: der nächsten Generation) längst gesagt und weckt nur dann eher Interesse als Langeweile oder gar Überdruß, wenn es für „erwachsenen“ Dialog offen ist.

Altersbeschwerden wollen Jüngeren gegenüber höchstens angedeutet werden. Mitteilung von Beschwerden belastet Anteilnehmende. Alte halten sich hier, dem Kodex der Alterswürde entsprechend, (tapfer) zurück und machen möglichst viel mit sich allein aus, um den Nachkommen psychisch „nicht zur Last zu fallen“.

Natürlich kränkt es das Selbstgefühl der Alten, sich bei zunehmender Gebrechlichkeit helfen lassen zu müssen. Aufmerksame Nachkommen werden das – in

Erinnerung an ihr „kann alleine!“ aus Kinderzeiten – beachten, so gerne sie auch helfen mögen. Mehr oder weniger deutlich für die Beteiligten findet hier ein natürlicher Wechsel im praktischen Macht- bzw. Herrschaftsgefälle (zwischen Alt und Jung) statt. Wer einst die Würde des versorgungsabhängigen Kindes nicht hinreichend achtete [„So lange Du Deine Füße unter meinem Tisch stellst ...!“], muß gegebenenfalls als Alter zu „erntem“ befürchten, was er an Haltung „säte“. Spätestens beim Stichwort Versorgungsbedürftigkeit im Alter wird's auch für mutige Alte mulmig. Lebensverlängerung „um jeden Preis“ zu befürworten, fällt keinem ein, dem die Redensart „alt und lebenssatt“ einzuleuchten beginnt.

Aus der Mitte des Lebens heraus betrachtet fällt mir, je mehr vertraute Altersgefährten um mich herum sterben, zu meinem Altersstand das Wort „Überbleibsel“ ein. Ich sehe mich, die Teilhabe am (weiterschreitenden) Leben betreffend, zu einem Überbleibsel werden, ein zunehmend vereinsamtes/vereinzelt Exemplar Zeitgeschichte samt in ihm gespeicherten An- oder gar Einsichten verkörpernd.

Wer wahrnimmt, wie deutlich lebendiges Leben und In-Beziehung-Sein zusammengehören, weiß, wie schnell Menschen im „Überbleibsel“-Stand zu beleben sind, wenn man sie nach ihren Erinnerungen bzw. ihrem Früher fragt. Auf der Skala der Teilhabe am Leben steht das Erzählen (als Beitrag zur Unterhaltung) vor zuhörenden (interessierten) Ohren ganz oben. Zuhören fällt leicht, wenn das Erzählte neu ist, und kein eigener Mitteilungsbedarf nach vorne drängt. Begegnen zunehmend „alte Kamellen“, ermüdet das Ohr. Wie denn einseitiges Zuhören auf Dauer eher als Liebesdienst am anderen als für den Zuhörenden erquicklich rangiert.

Selbstloser Zuhör-Dienst der Alten gegenüber den Nachkommen ist eine Möglichkeit, sich auf gefällefrier Ebene von Geben und Nehmen für Gebrechlichkeitshilfe der Jungen zu „revanchieren“.

Nicht nur erquicklicher Austausch zwischen Jung und Alt lebt von wechselseitigem Hören, Fragen und Antworten. Wenn denn dem Alter ein Vorsprung an „Weisheit“ eignet, dann der, daß es um ehrliche/treffliche Auskunft nicht verlegen ist, diese zugleich aber auch wirklich gefragt sein muß. Antworten auf Fragen, die nicht gestellt wurden, sind im harmlosesten Fall langweilig. Dem Wandel der Zeit entsprechend hat jede Generation ihre eigenen Fragen. Hier gegebenenfalls erst einmal offen zu erkunden, was der Frage Motiv bzw. Kern ist, geht notwendig trefflichem Antworten voraus.

Am Lebensabend Rückschau zu halten und zu klären wieso und warum ICH (bei meiner Prägung) der geworden bin, der ich heute bin, gehört nicht nur zu meinem Interesse an Durchblick, sondern auch zu meinem „Ehrgeiz“, bis in den eigenen Seelenkeller hinein auskunftsfähig zu sein. Doch persönliche Auskunftsfähigkeit

fragen an die Alten, ihre Geschichte, ihre Prägung und ihr Weltbild betreffend, liegen im geschäftigen Alltag der Jüngeren nicht obenauf, wenn sie da denn überhaupt auftauchen.

So bleibt es hinsichtlich Auskunft möglicherweise bei einem Austausch der Alten/Eltern/Altersgenossen unter sich am Teetisch und/oder bei bio-graphischer Spurenlese jeweils im eigenen Kämmerlein. Noch kann ich direkt zu mir Auskunft geben. Auf jeden Fall will ich als Dialog- und Auskunftsfähiger in Erinnerung bleiben – nicht als Langweiler.

Das bedeutet: Solange meine Geisteskräfte dazu noch ausreichen, will/werde ich offen sein für „Neues“ und bei dessen Einschätzung den offenen Kriterien folgen, die für mich allem „Alten“ gegenüber gelten, seit ich „erwachsen“ bin. Dem entsprechend verstehe ich auch alles, was ich im Laufe meines Lebens schrieb, als vom Zeit- und Bewusstseinsstand abhängige Auskünfte – offen für „Aktualisierung“ – auch im Sinne von „Überholen“.

Überholt zu werden ist Schicksal der Alten und des Alten. Ich möchte den Chancen dieser Gegebenheit lebendigen Lebens das Wort reden. Im 29. Kapitel seines Romans „Der Stechlin“ läßt der alte Theodor Fontane Melusine im Gespräch mit Pastor Lorenzen sagen: „Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben.“